

Zwischen 19 und 90 – Ein Rückblick
Dezember 1981

Als 1911 in Riga mein erster Gedichtband *Wer nicht das Dunkel kennt* erschien, war ich 19 und sehr glücklich über diesen Erfolg. Mein kürzlich (1981) veröffentlichter Roman trägt den Titel *Nächte*, und wiederum ist die Dunkelheit das Leitthema, die Dunkelheit jener Nächte, die zum endgültigen Untergang des einstigen Baltikums führten.

Ein langer, langer Lebensweg liegt zwischen beiden Büchern; er führte von Ost nach West, durch Enttäuschungen und Entmutigungen, aber auch über Hoffnung und Ermutigung. In *Land unter* habe ich versucht, aus meinem Erleben diese Zeiten der Untergänge nachzuzeichnen.

Auch literarisch erfuhr ich ein mehrfaches Auf und Ab. Manchmal waren es äußere politische Ereignisse, die weitere Erfolge zunichtemachten: – so war ich in den Jahren während des Ersten Weltkriegs und der ersten Nachkriegszeit in meiner Heimat zum Schweigen verurteilt; mein erster Verleger war nach Sibirien verschleppt worden, und die neuen Machthaber und literarisch Herrschenden verübelten mir meine prodeutsche Parteinahme in jenen politisch wirren Zeiten; - zwei Jahrzehnte später waren es die Deutschen beim Einzug in Österreich 1938: damals wurde mein ein Jahr zuvor erschienener, erster Roman *März* beschlagnahmt und vernichtet und mir selbst »Rassenschande« vorgeworfen, da ich in einem »Jüdischen Verlag« (Zinnen Verlag, Wien) veröffentlicht hatte; – und sieben Jahre später war es der Einmarsch der Sowjets in Leipzig und der Amerikaner in Stuttgart, der damaligen Waffenbrüder, die meine inzwischen in mehreren Auflagen bei Velhagen und im Franckh Verlag erschienenen Romane *Herbst auf Herrenhöfen*, *Unsterbliche Wälder*, *Niemand* als antisowjetisch geprägt, einstampfen ließen.

Aber auch ganz andere Zufälle standen oft einem Erfolg meines Schaffens im Wege. Mein Drama *Die Sintflut steigt*, nach einem Vortrag auf einer Lesebühne (Hagen 1951) von der Presse überschwänglich gepriesen, brachte es nicht zu einer Bühnenaufführung, da zu jener Zeit gerade Barlachs *Sintflut* ihren Erfolgslauf über die deutschen Bühnen anträgt, und z w e i Sintfluten wären zu viel des Unguten für die Theaterbesucher im Nachkriegsdeutschland gewesen.

Dessen ungeachtet blieb ich in meiner Lyrik, meinen Erzählungen und Schauspielen dem in der Jugend als bedeutsam erkannten Thema treu. Sie alle wurzeln in der Überzeugung, daß wir vor der Dunkelheit, die über allem Leben liegt, unsere Augen nicht verschließen dürfen. Es ist die Aufgabe eines jeden Menschen, vor allem jedes Dichters, den Versuch zu machen, das Dunkel ein wenig zu erhellen, soweit es seinen Möglichkeiten entspricht.

Eines Dichters Möglichkeit ist seine Sprache. Der Sprache gegenüber hat mich immer ein Gefühl großer Verantwortung beherrscht. Ich habe mir nie erlaubt, sie leichtfertig zu handhaben; habe mich oft tagelang um ein einziges, um das treffende Wort für die Aussage bemüht. In meinem Gedichtband *Stimme im Dunkel* habe ich dieses Motiv: das Wort als Hilfeleistung zu gebrauchen, das jeden Schriftstellers Beweggrund sein sollte, besonders hervorgehoben:

»Vielleicht geschieht's, wenn du mit Gott entzweit,
dich ratlos bangst, wo mag Geleit und Ziel sein?
daß eine S t i m m e, Leid von deinem Leid,
dich anrührt durch die tiefe Dunkelheit -
Licht wäre mehr, doch auch ein W o r t kann viel sein!«

Schon in meiner frühesten Jugend hat mir der Begriff Dunkelheit viel zu schaffen gemacht und mich zu den ersten – noch unbeholfenen – eigenen Versen gedrängt:

»Und die Sage spricht: dort hoch im Norden,
wo das Erdenlärmen still geworden,
ist bei Nacht
auf dem öden Eiland Dödmannsören
laut der Notschrei unserer Welt zu hören
- wenn man wacht.«

Ein solcher Notschrei wollte meine *Sintflut* sein, denn die Sintflut gehört ja nicht der Vergangenheit an, sondern reicht in jede Gegenwart herein. In diesem Schauspiel stelle ich den starrgläubigen Noah seinen barmherzigen Sohn Japhet gegenüber, der am Leid der Ertrinkenden fast selber zugrunde geht. In der letzten Szene lasse ich die Stimme Gottes urteilen: »Noah hat Eifer – Japhet hat ein Herz.« Denn hat nicht Noah durch seinen unbarmherzigen Eifer das Rettungswerk Gottes zunichte gemacht und die Menschheit mit neuer Schuld beladen? Und könnte nicht allein die mitfühlende Liebe eines Japhet uns vor einer neuen - vielleicht endgültigen - Sintflut erretten?

In meinem noch unveröffentlichten Roman *Alle Ismaele* ist es der Gottsucher Ismael, der sich auflehnt gegen das menschliche Schicksal, der sich dem Leid, das Menschen Menschen zufügen, entgegenstemmt, der aufbegehrt gegen Gott, der dies alles gewähren läßt. In diesem Roman, der von den Tagen des Alten Testaments bis über das 21. Jahrhundert hinaus spielt, geht es um das Fortleben des Auftrags der Gottsuche, der uns als Nomaden durch die Jahrtausende des Dunkels ziehen läßt. In meinem Gedicht »Wegwunsch« versuche ich dem gleichen Anliegen Gehör zu verschaffen:

»Ich kann dir keine helleren Wünsche sagen -
die Welt i s t dunkel, wenn wir sehend sind.
Daß Gott nicht kommt, ist kaum noch zu ertragen,
drum sei du selbst ein wenig Gott, mein Kind!

In kaltem Glanz erglitzern Gold und Kronen,
greif nicht nach ihnen - bleib dem L e i d e nah,
das alle Welt durchzittert seit Äonen,
vom Wurm zum Nebel der Andromeda!«

Mein Schauspiel *Wasser der Wüste* gedenkt des unsagbaren Leids, das den Juden in der Nazizeit angetan wurde. Aber es will nicht nur jene schwärzesten Stunden unserer Geschichte dem Vergessen und Verdrängen entreißen, sondern wirft auch die Frage auf, woher einigen, die die Qualen des KZs überlebten, die Kraft zu einem Neubeginn ohne Vergeltung erwuchs?

So greift auch der jüngst erschienene Roman *Nächte* diesen dunklen Faden wieder auf; diesmal am Schicksal einiger mir nahestehender Menschen meiner Heimat, die sich 1939 nicht in den Warthegau hatten umsiedeln lassen und die so, aufs engste mit ihren Heimatgenossen, den einheimischen Letten sowie den jüdischen Bewohnern, verbunden, die Sturmfluten aus Ost und West miterlebten und mitdurchlitten.

Doch das Dunkel der Nächte steht nicht nur für Verarmung, Entbehrung, Verzweiflung und unsagbares Leid, denn bewußt wahrgenommen, führt es uns auch zur Einsicht in den Sinn unseres Daseins. Die Nächte beginnen mit der Dunkelheit nach Sonnenuntergang, doch ist dies auch die Zeit für das Aufgehen der Sterne. In diesem Sinne sage ich in meinem Lyrikband *Wellenbrecher* zu meinen Kindern:

»Unaufhaltsam über Deich und Dächer
saugt die Nacht das Ungesagte ein.
Aber Worte können Wellenbrecher
vor des Todes dunklem Anstrum sein!«

Und dennoch ist wohl alles, was wir versuchten und erstrebten, zu wenig gewesen. In den Nachkriegsjahren 1919-22, als Kinderschwester des Roten Kreuzes in meiner baltischen Heimat, mußte ich immer wieder die Dürftigkeit menschlicher Hilfeleistungen erfahren, wenn ich mit einer Tube Borsalbe oder einem Fläschchen Lebertran in die elende Behausung meiner kleinen – oft todkranken – Patienten trat. Und doch wurde mir auch die Freude zuteil, daß Gedanken und Wort der mitfühlenden Anteilnahme dankbarer aufgenommen wurden als die dargereichten äußeren Linderungsmittel.

Rückblickend auf mehr als sieben Jahrzehnte literarischer Arbeit muß ich bekennen, daß alles was ich zu sagen hatte, immer mehr Frage als Antwort enthalten hat. Sowohl in den Worten, die ich an meine Mitmenschen, wie in jenen, die ich an Gott richtete:

»...Wir haben es noch nie so ganz erwogen,
was Gott zu seiner Schweigsamkeit bewog.
Wer mit ihm spricht, spricht nur in Monologen.
Mein ganzes Leben war ein Monolog.«